

Bücher = Livres = Libri

Autor(en): **Abegg, Regine / Germann, Georg / Walker, Robert**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Kunst + Architektur in der Schweiz = Art + architecture en Suisse =
Arte + architettura in Svizzera**

Band (Jahr): **59 (2008)**

Heft 4: **Animal Farm : Architektur für Tiere = L'architecture pour les
animaux = L'architettura per gli animali**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

**AKTUELL
ACTUALITÉ
ATTUALITÀ**

**Die Holzkulpturen des Mittelalters.
Katalog der Sammlung des Schweizerischen
Landesmuseums Zürich. I: Einzelfiguren;
II: Altarretabel und Retabelfiguren**

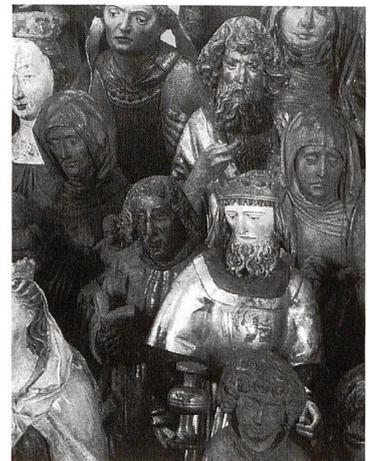
von Dione Flühler-Kreis, Peter Wyer; Fotografien Donat Stuppan. Zürich: Schweizerisches Landesmuseum, 2007. 746 S., ca 1000 Farbabb. ISBN 978-3-908025-69-6, CHF 240.–

In den letzten zwanzig Jahren ist die mittelalterliche Skulptur, besonders die Holzkulptur, erfreulicherweise wieder stärker ins Licht der Forschung gerückt. Dies spiegelt sich im Erscheinen einer Reihe von Bestandeskatalogen mittelalterlicher Skulpturensammlungen sowie in der Veranstaltung grosser Ausstellungen. In der Schweiz sei in diesem Zusammenhang auf das laufende Nationalfondsprojekt zur spätgotischen Plastik Freiburgs hingewiesen und auf die Ausstellung *Maria, Magdalena, Mauritius*, die das Landesmuseum Zürich anlässlich der Publikation des hier zu besprechenden Katalogs präsentierte. Wie die jüngeren Forschungen zeigen, ist die Untersuchung mittelalterlicher Skulptur nicht mehr allein eine kunsthistorische Domäne, sondern erfolgt interdisziplinär. Nebst historischen Fachdisziplinen sind naturwissenschaftliche Abklärungen unabdingbar geworden, nicht nur für Zuschreibungen und Datierungen, sondern auch zur Erhellung der materiellen Produktionsbedingungen von Skulptur. In die mit modernen methodischen und technologischen Möglichkeiten erarbeiteten Bestandeskataloge gehört die vorliegende zweibändige Publikation des Landesmuseums. Ein interdisziplinäres Team unter der Projektleitung (und Hauptautorschaft) der ehemaligen Kuratorin Dione Flühler-Kreis zeichnet dafür verantwortlich. Die Holzaltersbestimmung hat hier bei einigen bedeutenden Werken zu bemerkenswerten Umdatierungen – und damit zu kunsthistorischen Neupositionierungen – geführt. Der aufregendste Fall ist der Palmesel aus Steinen SZ (LM 362, Kat. 75), der als ältestes erhaltenes Exemplar gilt und bislang stilkritisch um 1200 datiert wurde. Nach dem Ergebnis der AMS C14 Messungen ist er noch bedeutend früher, wohl gegen 1050, entstanden und rückt damit nahe an die früheste, gegen 1000 überlieferte schriftliche Erwähnung einer Palmsonntagsprozession mit dem Bild des reitenden Erlösers. Dagegen büsst die sogenannte Churer Madonna (LM 622, Kat. 4) ihren Rang der ältesten erhaltenen romanischen Madonna in der Schweiz (Mitte 11. Jahrhundert) ein und rutscht ins 13. Jahrhundert vor.

Die herausragende Sammlung vor allem sakraler Holzkulpturen aus allen Landesteilen geht auf eine intensive Sammeltätigkeit in den ersten vierzig Jahren nach der Gründung des Landesmuseums zurück. Nur noch wenige Objekte kamen nach der Publikation von Ilse Baier-Futterers Katalog der romanischen und goti-

schen Bildwerke von 1936 dazu. Dieses Pionierwerk harpte – obwohl mit bemerkenswerter Akkuratess verfasst – seit Langem einer Neubearbeitung. Der nun vorliegende Katalog, um einige Werke erweitert und durch vorzügliche Farbaufnahmen ungleich attraktiver gestaltet, behandelt 346 Einzelfiguren, Altarretabel und Retabelfiguren vom frühen 11. Jahrhundert bis um 1550. Alle Figuren sind in Ganzansichten vor- und rückseitig, wichtige Stücke auch in Detailaufnahmen fotografiert. Es war ein glücklicher Entscheid, die geografische Gliederung des Vorgängerkatalogs zugunsten der zweifellos sinnvoller und leserfreundlicheren Gruppierung der Objekte nach ihrer Funktion aufzugeben. Ganz unproblematisch ist auch sie nicht. Die von Kunsthistorikern geprägten «Funktionsbegriffe» wie «Kultbild», «Andachtsbild», «Prozessionsbild» u. a. werden dem meist vielseitigeren Gebrauch plastischer Bildwerke im Mittelalter nie ganz gerecht, die Abgrenzungen lassen sich folglich nicht immer scharf ziehen. Beim Bestand des Landesmuseums wird die Bestimmung ursprünglicher Funktionen durch die unsichere Herkunft vieler Objekte und die schlechte Quellenlage zusätzlich erschwert. Flühler spricht zwar diese Problematik in den einleitenden Texten an, dennoch ist die Zuordnung einzelner Bildwerke nicht ganz nachvollziehbar.

Die Zusammenstellung nach Funktionen erlaubt einen beeindruckenden Einblick in die Vielfalt an geschnitzten und gefassten Bildwerken – von kleinformatischen Engeln bis zu Flügelretabeln –, welche die verschiedenen Andachtsformen und die gottesdienstlichen Handlungen im Verlauf des liturgischen Jahres begleiteten. Das Landesmuseum besitzt nicht weniger als



Holzkulpturen des Mittelalters, Schweizerisches Landesmuseum Zürich. (Repro, S. 1; Donat Stuppan)

sechs Christusfiguren auf dem Palmesel, die an der Palmsonntagsprozession zur Verbildlichung des Heilsgeschehens mitgeführt wurden. Zu den «handelnden Bildwerken» zählen auch drei Holzfiguren des Leichnams Christi mit schwenkbaren Armen (Kat. 85–87), die in ihrer Wandelbarkeit zwischen Kreuzifixus und Grabchristus im Zentrum der Karfreitags- und Osterliturgie standen. Von den zwanzig Altarretabeln und zahlreichen Reliefs und Figuren verlorener Retabel stammen die meisten aus der Blütezeit der Flügelretabel um 1500. Ein beachtlicher Teil der Altarwerke war als Exportprodukte aus den damals «boomenden» süddeutschen Werkstätten in die Schweizer Alpentäler gelangt. Der grossen Zahl sakraler Bildwerke stehen nur gerade vier profane Skulpturen gegenüber. Die bedeutendste ist zweifellos die Porträtstatue des Zimmerwerkmeisters Konrad Bodmer aus dem Zürcher Helmhaus von 1563/64, die als obrigkeitliches Auftragswerk in den bilderfeindlichen Jahrzehnten nach der Reformation nach wie vor erstaunt.

Die Katalogtexte enthalten nebst den üblichen Daten eine Darstellung von Restaurator Peter Wyer zu Technik, Fassung und Zustand, eine stilistische und ikonografische Beschreibung und eine verdienstvolle forschungsgeschichtliche Rubrik, wo Thesen, Datierungen, Zuschreibungen und Provenienzen referiert und kritisch diskutiert werden. Dem Objektkatalog vorangestellt sind vier thematische Kapitel zur Geschichte der mittelalterlichen Skulpturensammlung, zur Problematik der Herkunftsbestimmung der Werke sowie zu Geschichte und Praxis der Konservierung-Restaurierung am Landesmuseum. Verschiedene Verzeichnisse erlauben gezielte Zugriffe auf den Katalog. Obwohl der tabellarischen Zusammenstellung der verwendeten Holzarten im Bezug auf die mögliche Herkunft der Skulpturen sowie dem mit dem Katalog verknüpften «Heiligenglossar» die Nützlichkeit nicht abgesprochen werden soll, verzichtet man ungern auf die «traditionellen» Erschliessungen: In einem ikonografischen Register liessen sich beispielsweise auch die Christusbilder unterbringen und die immerhin 104 Katalognummern zu «Maria» nach Bildtypen aufgliedern. Der Katalog verzeichnet nebst wenigen signierten eine Reihe zugeschriebener Werke, weshalb der Verzicht auf ein Namens- beziehungsweise Künstlerregister nicht einleuchtet. Neben der Konkordanz nach Katalognummern vermisst man die in der Praxis mindestens so erforderliche nach Inventarnummern.

Der sorgfältigen Aufbereitung des immensen Materials und bedeutenden Kulturguts von kunsthistorischer und restauratorischer Seite gebührt trotz dieser Einwände grösstes Lob. Die ästhetisch ansprechende Gestaltung und die verständlich verfassten Einleitungstexte machen den Katalog über engere Fachkreise hinaus auch für eine breitere Leserschaft zugänglich. Dass

die hervorragend bestückte Sammlung auch museal lebendig vermittelt werden möge, sei hier als Wunsch für die Neueinrichtung der Mittelalter-Abteilung deponiert. *Regine Abegg*

Die Sprecherhäuser in Luzein. Baudenkmäler als Zeugen von Familien- und Regionalgeschichte

von *Florian Hitz, Ludmila Seifert-Uherkovich*;
Geleitwort von *Georg Jäger*; Vorwort von
Marianne Flüeler-Grauwiler. Zürich: *Punktum*,
2008. 236 S., Farb- und S/W-Abb.
ISBN 978-3-9523577-2-9, CHF 68.–

Ein überaus seriöses Buch, das durch Sorgfalt und Erfindungslust der Gestaltung (Benedict Flüeler) einladend daherkommt, aber auch im Inhalt keineswegs langweilig ist. 35 farbig wiedergegebene Porträts, durch Nummern mit den aktualisierten Stammtafeln der adligen Zweige und Äste der von Sprecher verbunden (Farbfotos von Menga von Sprecher) und die schwarzweissen Architekturfotos von Heinrich Helfenstein, 17 Tafeln neben vielen eingestreuten Bildern, bieten dem Auge Schaulust.

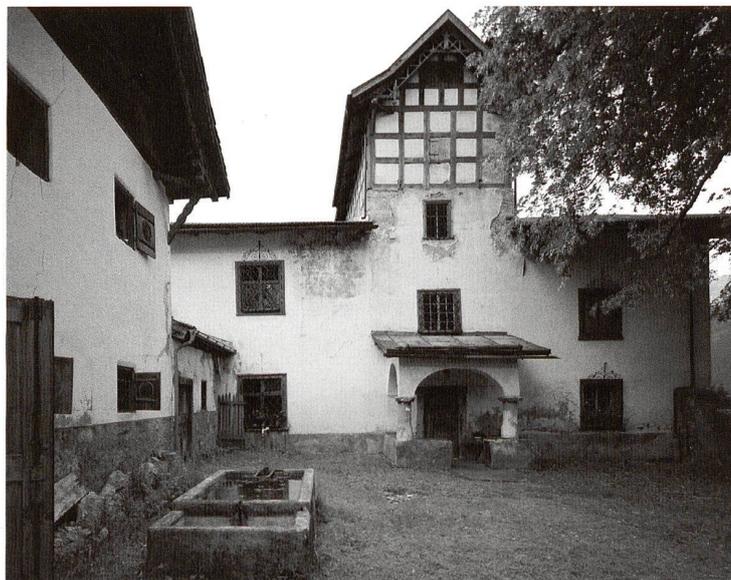
Das nördlichste der Graubündner Täler, das Prättigau, zeichnet sich durch sonnenreiche Flanken aus, an denen locker gebaute Dörfer liegen. Zu diesen gehört Luzein, mit einer Filialkirche, die, 1222 erwähnt, 1487 weitgehend neu gebaut wurde. Der Stammvater der Luzeiner Sprecher, Andreas, wurde 1590 hier ansässig. Fünf Jahre danach war er bereits Landammann der Gerichtsgemeinde Castels.

Florian Hitz, ein modern geschulter, aus dem Prättigau stammender Historiker, führt ge-

wandt und facettenreich in die Geschichte der im 16. Jahrhundert aus dem Bauern- in den Adelsstand erhobenen Bündner Familie ein, die allein in Luzein im Verlauf von wenig mehr als 150 Jahren sechs stattliche Häuser gebaut hat. Damit erschöpft sich die Demonstration ihres Führungsanspruchs im Prättigau und in Bünden keineswegs. Die Luzeiner Sprecherhäuser sind das Thema der Kunsthistorikerin Ludmila Seifert. Es geht darum, die von Erwin Poeschel in den drei Bänden der Reihe *Das Bürgerhaus in der Schweiz* erarbeiteten und im *Kunstdenkmäler-Werk* wiederholten typologischen Ergebnisse im Licht der neuern Hausforschung zu überprüfen; diese wird u. a. durch die Studie über die Bündner Herrenhäuser des 17. Jahrhunderts von Silvio Färber im *Jahrbuch der Historischen Gesellschaft von Graubünden* (1994) vertreten. Die Verfasserin folgt dabei der vorgezeichneten Spur von einem aus Kanthölzern gefügten und teilweise ummauerten Bauernhaustypus zum mehrgeschossigen, beinahe städtischen «Aristokratenhaus» und vergisst auch die Vorlagenwerke eines Furtenbach nicht (S. 153). Die Hauptgewichte liegen aber auf den Vergleichen über ganz Graubünden hinweg und auf der sorgfältigen Einordnung der Luzeiner Sprecherhäuser und ihrer Umbauten. Willkommen ist der von Mathias Seifert verfasste Exkurs über die bauarchäologischen Untersuchungen am sogenannten Grosshaus im Jahre 2005, deren Ergebnisse hier erstmals publiziert werden.

Ein initiativer Verlag hat in dem aktiven Bündner Forschungsmilieu Autoren gefunden, mit denen sich ein schönes, einem grösseren Leserkreis zugedachtes Buch machen liess.

Georg Germann



Luzein, Sprecherhaus am Landsgemeindeplatz. (Heinrich Helfenstein, Zürich)

Mehr als Wohnen. Gemeinnütziger Wohnungsbau in Zürich 1907–2007. Bauten und Siedlungen

hrsg. von der Stadt Zürich; mit Beiträgen von Christoph Durban, Michael Koch, Daniel Kurz, Maresa Schumacher, Mathias Somandin.

Zürich: gta-Verlag, 2007. 478 S., zahlreiche Farb- und S/W-Abb. ISBN 978-3-85676-200-1, CHF 58.–

Wohnen morgen – Standortbestimmung und Perspektiven des gemeinnützigen Wohnungsbaus

hrsg. von der Stadt Zürich und vom Schweizerischen Verband für Wohnungswesen, Sektion Zürich. Zürich: Verlag NZZ, 2008. 208 S., 120 Farbbabb. ISBN 978-3-03823-424-1, CHF 48.–

Zum 100-jährigen Jubiläum des gemeinnützigen Wohnungsbaus in der Stadt Zürich erschienen kürzlich zwei Bücher: das eine – *Mehr als Wohnen* – ist ein Rückblick in Form eines Inventars, das andere – *Wohnen morgen* – dokumentiert die programmatische Diskussion, die während des Jubiläums geführt wurde und wagt einen Ausblick in die Zukunft.

Mehr als Wohnen ist auf den ersten Blick eine Neuauflage des 1990 erschienenen, mittlerweile aber vergriffenen Buchs *Kommunaler Wohnungsbau und genossenschaftlicher Wohnungsbau in Zürich 1907–1989*. Dieses Inventar bildete den Grundstock des neuen Buchs. Da aber in den letzten 17 Jahren viele neue gemeinnützige Wohnbauten erstellt wurden – nicht wenige davon sind Ersatzbauten für heruntergekommene Siedlungen –, wurde das neue Buch wesentlich umfangreicher, obwohl der Inven-

taerteil straffer präsentiert wurde. Das heisst: Neben dem Namen der Siedlung und der Bau-trägerschaft sind nur Baujahr, Architekt, Arealfläche und Anzahl der Häuser und Wohnungen sowie das Sanierungsjahr aufgeführt. Kurze Bildlegenden ergänzen kleine Schwarz-Weiss-Fotos. Zehn Objekte finden so auf einer Doppelseite Platz. Wie im älteren Werk sind sie nach Quartieren gruppiert. Die Lokalisierung der Objekte geschieht mittels Nummern, die auf dem Quartierplan nochmals figurieren. Gerade diese Pläne mit den farbig angelegten Wohnbauten zeigen besser als manche Statistiken, dass ein Viertel der Wohnbausubstanz in Zürich genossenschaftlich erstellt wurde. Der Hauptunterschied zur Publikation von 1990 besteht darin, dass die Autoren 100 charakteristische Objekte auswählten, um diese im Mittelteil des Buchs je auf einer Doppelseite ausführlicher darzustellen. Grosse, aktuelle Farbfotos zeigen die gestalterische Qualität der Gebäude, und die Situationspläne im Massstab 1:2500 und Geschosspläne 1:333 geben den Fachleuten Einblick in die Typologie der Wohnbauten. Die auf dem textilen Lesezeichen aufgedruckten Massstäbe sind hingegen eher Spielerei als brauchbares Werkzeug, da präzise Striche fehlen. Kurztexte streichen die Bedeutung der ausgewählten Objekte innerhalb der enormen Bausubstanz des gemeinnützigen Wohnungsbaus hervor. Die 100 im Mittelteil des Buchs präsentierten Siedlungen machen aus der Publikation ein ansprechendes Schaubuch.

Im Vorspann erläutern vier Aufsätze die Bedeutung des gemeinnützigen Wohnungsbaus für Zürich. Im Vorwort werden zuerst die Aufnahmekriterien dargelegt: Das Buch zeigt nur

Wohnbauten, die mit städtischer Finanzhilfe in Form von zinsgünstigen Hypotheken, Landabgabe im Baurecht oder sonstigen Subventionen erbaut wurden. Vergeblich sucht man nach Siedlungen, die nach ihrer Erstellung in privaten Besitz übergingen und die nicht nach den Regeln der Wohnbauförderung bewirtschaftet werden. Im ersten Essay schildert Stadträtin Kathrin Martelli den gemeinnützigen Wohnungsbau als Beitrag zur wohlhlichen Stadt, und Stadtrat Martin Vollenwyder stellt daraufhin fest, dass die Durchmischung der Bevölkerung in Zürich gerade dank der städtischen Wohnbauförderung erreicht wurde. Auch Peter Schmid vom Schweizerischen Verband für Wohnungswesen unterstreicht die Wichtigkeit der Durchmischung für die soziale Integration. So kennt Zürich keine nennenswerte soziale Segregation wie andere Städte. Michael Koch und Daniel Kurz geben dann einen kurzen, sehr verständlichen und eindrücklichen Abriss der 100-jährigen Geschichte des gemeinnützigen Wohnungsbaus in Zürich. Gegliedert in die einzelnen Entwicklungsphasen, liest sich dieser Abschnitt wie eine Städtebaugeschichte des 20. Jahrhunderts. Das Buch wird schnell die Bedeutung eines praktischen Nachschlagewerks bekommen, nicht zuletzt deshalb, weil im Anhang nebst Literatur- und Quellenverzeichnis ein Register der Bau-träger und Architekten zu den Bauten führt.

Das zweite Buch, *Wohnen morgen*, wird ebenfalls durch Martin Vollenwyder und Peter Schmid eingeleitet. Danach folgen 18 Beiträge zum Thema des gemeinnützigen Wohnungsbaus, die meist mit vorsichtigen Empfehlungen für die Zukunft enden. Prof. Bruno Fritsche verfasste diesmal den sozialgeschichtlichen Abriss. Lydia Trüb ergänzt und sieht in Bezug auf Stiftungen für besondere Bevölkerungsgruppen Nachholbedarf, was aber im Schlussbeitrag in Frage gestellt wird, weil diese kaum die Integration fördern. Immer wieder wird auf die Verjüngungskur der Genossenschaften in den letzten zehn Jahren hingewiesen. Pilotprojekte wie KraftWerk 1 oder Regina-Kägi-Hof vertrieben den Mief. Statt Arbeiterfamilien wohnen jetzt auch junge Intellektuelle mit bescheidenem Einkommen in diesen Bauten. Wohngemeinschaften werden als neue Wohnform eingeplant. Ateliers, Gästezimmer, Bars usw. ergänzen das Angebot. Die Genossenschaften müssen sich der postindustriellen Lebensweise anpassen. Dazu gehören auch Aspekte der Ökologie und Nachhaltigkeit, wie dies Dietmar Eberle und Hansruedi Preisig in ihren Beiträgen schildern.

Einen interessanten Blick wirft Susanne Kern auf die Entwicklung der Aussenräume. Anstelle von Gärten und Parks treten heute oft urbane Höfe, die schnell zur Visitenkarte der Siedlung werden. Auch von Partizipation, Milizsystem und Ökonomie ist die Rede. Die Beiträge von Fritz Nigg und Axel Simon ziehen den Vergleich mit



Zürich, Siedlung KraftWerk 1, Hardturmstrasse, 2001. (Repro aus *Mehr als Wohnen*, S. 199; Reinhard Zimmermann)

dem Ausland. Jungen Zürcher Architekten ist es zu verdanken, dass die Schweiz im gemeinnützigen Wohnungsbau eine Vorreiterrolle erreichte. Einzig das französische Projekt von Lacatan und Vassal in Mulhouse ist wesentlich avantgardistischer.

Am Schluss des Buches werden zehn Thesen für die Zukunft formuliert. Das leicht verständliche Buch zeigt die faszinierende Komplexität des gemeinnützigen Wohnungsbaus in Zürich. Ein Bildstreifen, der sich auf Seitenmitte quer durch ganze Buch zieht, illustriert sehr geschickt die Beiträge.

Robert Walker

Kirchengrabungen. Die reformierte Kirche St. Arbogast in Oberwinterthur. Neuauswertung der Ausgrabungen und Bauuntersuchungen 1976–1979

von Felicia Schmaedecke, mit Beiträgen von Daniel Grütter, Elisabeth Langenegger und Benedikt Zäch. Zürich/Egg: Baudirektion Kanton Zürich, 2006 (Zürcher Archäologie 20). 240 S., 241 S/W-Abb., 2. Taf. ISBN 3-905681-20-X, CHF 49.–

Die reformierte Pfarrkirche St. Arbogast in Oberwinterthur ist Teil einer Kirchenlandschaft, deren Anfänge ins Frühmittelalter reichen. Dazu gehören in einem Umkreis von wenigen Kilometern die Gotteshäuser von Winterthur, Veltheim und Wülflingen. An diesen Orten haben zwischen 1972 und 1983 archäologische Untersuchungen unter der wissenschaftlichen Leitung des damaligen Kantonsarchäologen Walter Drack den Nachweis von kirchlichen Gründungsbauten des 7. oder 8. Jahrhunderts erbracht.

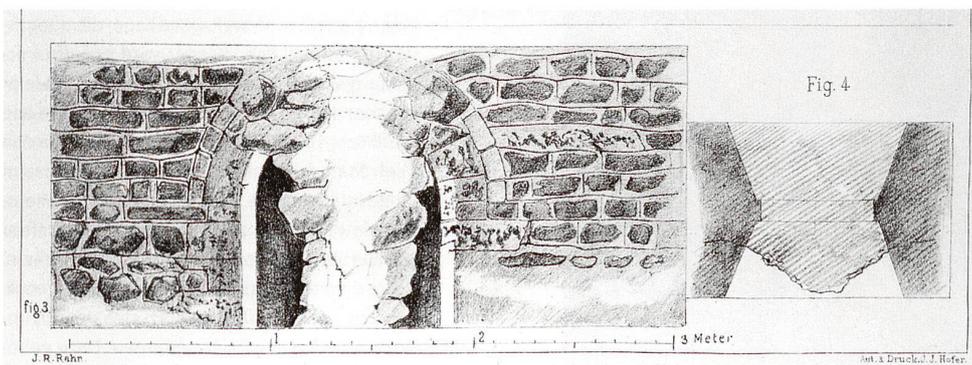
Dass die vier Gründungsbauten der gleichen Zeitschicht angehören, war bis zu den Ausgrabungen unbekannt. Seit der Entdeckung der spätrömischen Wehranlage von Oberwinterthur im 19. Jahrhundert und aufgrund von Schriftquellen wurde angenommen, dass St. Arbogast die älteste Kirche, die Mutterkirche dieser Gruppe sein dürfte. Als bei Umbauten in der Kirche 1877 im Südobergaden lagiges Mauerwerk mit Fugenstrich und Rundbogenfenster mit Backsteinrahmen zum Vorschein kamen, vermutete Johann Rudolf Rahn, der «Vater der Schweizer Kunstgeschichte», die freigelegten Mauerpartien seien Reste eines spätantiken Oratoriums. Dem folgten spätere Forscher nicht. Es blieb aber offen – auch nach Ausgrabung und Bauuntersuchung von 1976 bis 1979 –, ob die von Rahn beurteilten Gebäudepartien merowingisch, karolingisch oder frühromanisch zu datieren sind.

Diese kontroverse Diskussion kann nun auf eine neue Basis gestellt werden. Felicia Schmaedecke, die bereits die Kirche von Veltheim bearbeitete, hat über die Pfarrkirche St. Arbogast eine archäologische Monografie verfasst. Die Mittelalterarchäologin war nicht selbst an der Grabung beteiligt. Ihre Ausführungen stützen sich hauptsächlich auf die Grabungsdokumentation, ergänzt durch punktuelle Nachuntersuchungen am Gebäude.

Das durch seine Detailfülle hauptsächlich an Fachleute gerichtete Buch ist übersichtlich gegliedert, materieller Bestand und Interpretation sind klar getrennt. Auf die Zusammenfassung der Forschungsgeschichte folgt die Vorlage der materiellen Grundlagen: nach Bauphasen getrennte Grabungsbeschreibung, Fund- und Gräberkataloge. Für diesen reich bebilderten

Hauptteil wurde aus «arbeitsökonomischen Gründen», so Schmaedecke, auf bereits bestehendes Planmaterial zurückgegriffen; etliche Pläne verloren leider durch verkleinertes Reproduzieren an Lesbarkeit. In den am Ende des Buches abgedruckten Positionsnummern-Listen verortet und charakterisiert Schmaedecke die einzelnen archäologischen Elemente in kurzer Form, liefert damit für den materiellen Teil die weiteren nötigen Belege und ermöglicht dem Leser, Detailfragen nachzugehen. Den materiellen Grundlagen schliesst die architekturhistorische Einbettung der Gebäude an, in der die Autorin Vergleichsbeispiele und Resultate der historischen Forschung heranzieht, aber auch forschungsgeschichtliche Aspekte vertieft. Schmaedecke gelang es, ältere Hypothesen respektvoll in den Text einzubeziehen und dennoch die eigene Sicht der baulichen Entwicklung klar darzustellen: Die Kirche St. Arbogast überlagert römische Gebäudereste und Teile einer um das Jahr 294 errichteten kastellartigen Ringmauer. Zwischen römischer Besiedlung und frühmittelalterlichem Friedhof mit rekonstruierter Kirche besteht entgegen älterer Hypothesen, wie der von Rahn, kein direkter Zusammenhang. Diese Zwischenepoche ist kurz zusammengefasst und soll in einer vorgesehenen selbstständigen Publikation behandelt werden.

Ein erstes christliches Kultgebäude (Phase I) nimmt die Autorin aufgrund der gleichen plausiblen Argumente wie schon Walter Drack 1981 an. Die Verteilung der z. T. naturwissenschaftlich datierten frühen Gräber (6./7. Jahrhundert) unter St. Arbogast lässt die bestattungsfreie Grundfläche eines – ganz zerstörten – Gebäudes der Zeit um 600 erkennen. Felicia Schmaedecke



Oberwinterthur ZH, Kirche St. Arbogast, Südmauer und Fenster der ältesten Steinkirche (10./11. Jahrhundert), Zeichnung von Johann Rudolf Rahn, 1882. (Repro, S. 10)

geht verständlicherweise von einer Kirche in Holzpfostenbauweise aus, wie es für Gründungsbauten der näheren Umgebung nachgewiesen ist (Winterthur, Veltheim, Wülflingen und auch Wila). Hinzuzufügen wäre hier, dass bei zunehmender baulicher Kontinuität die Holzkirche auffallend lange, nämlich während etwa drei Jahrhunderten bestanden haben und somit mehrfach erneuert worden sein muss.

Die älteste erfasste, den postulierten Holzbau ersetzende Steinkirche war ein Saal mit eingezogenem Rechteckchor (Phase II). Die langlebige Grundrissform ist, wie Schmaedecke zu Recht festhält, ohne weitere Indizien aus sich heraus zeitlich kaum zu bestimmen. Dies zeigt sich an den bisherigen unterschiedlichen Datierungsansätzen (zwischen 7. und 10./11. Jahrhundert). Da die Eingrenzung der Entstehungszeit archäologisch nicht weiter als zwischen das 8. und 12. Jahrhundert möglich ist, untersucht die Autorin Gebäudeproportionen, Mauercharakter und Fensterformen, um ihnen, sich mit älteren Hypothesen deckenden Datierungsvorschlag ins 10./11. Jahrhundert abzusichern. Es bleiben trotzdem Unsicherheiten, die Schmaedecke hier, wie auch in den übrigen Abschnitten, nicht zu überdecken versucht.

Mit dem Erweitern der Steinkirche durch Anbauten und einen Turm (Phase III) wird die Parallelentwicklung der beiden Kirchen St. Arbogast in Oberwinterthur und St. Laurentius in Winterthur augenfällig. Sie gipfelt in der dreischiffigen Oberwinterthurer Kirche von ca. 1258 (Phase IV). Die für eine Landkirche wie St. Arbogast beachtliche Bauform und erstaunliche Grösse orientieren sich eng an St. Laurentius, ebenso die traditionelle Formensprache (Pfeilerbasilika, Rundbogenfenster). Schmaedecke verknüpft die bewusste Anlehnung an St. Laurentius in einem aufschlussreichen Exkurs u. a. mit der in der Region ansässigen Kleinadelsfamilie der Hegi, die möglicherweise das ca. 1258 abgeschlossene ambitionierte Projekt zur eigenen Legitimation förderte und später die – im Buch ausschnittsweise behandelten – Fresken des frühen 14. Jahrhunderts mitfinanzierte.

Die abwechslungsreiche Lektüre von Felicia Schmaedeckes anschaulich dargelegter Baugeschichte der Oberwinterthurer Kirche St. Arbogast vermittelt nicht nur die Entwicklung eines Einzelmonumentes, sondern stellt ebenso architektonische und historische Zusammenhänge mit benachbarten Kirchen her. Und sie führt den Leser über das Mittelalter hinaus durch die frühe Neuzeit bis ins 20. Jahrhundert. *Guido Faccani*

Der Gasthof Hirschen in Eglisau – Historisches Hotel des Jahres 2009

Die Landesgruppe Schweiz des ICOMOS (International Council of Monuments and Sites) hat in Zusammenarbeit mit GastroSuisse, hotellerie-suisse und Schweiz Tourismus den Gasthof Hirschen in Eglisau zum Historischen Hotel des Jahres 2009 gewählt, ausgezeichnet «für die sorgfältige und fachkundige Konservierung und Restaurierung des historischen Gasthauses. Diese umfasst sowohl die Rückführung zugehöriger Raumausstattungen wie auch die Wiederverwendung historischer Bauteile. Die Einrichtung der Zimmer mit Mobiliar des 18. Jahrhunderts aus der Region ist ebenso stilsicher und gekonnt wie die Neumöblierung von Gaststube, Bar und Saal.» Das Wirtshaus, der grösste profane Bau von Eglisau, geht ins 16. Jahrhundert zurück. Das Haus wurde 1662 unter Einbezug älterer Substanz neu erbaut und einige Jahre später um ein Stockwerk erhöht. 1852 erfolgte eine Erweiterung gegen Westen. Die Fassade am Rhein erhielt 1870 einen vorgebauten Saal mit damals offener Arkade. Bemerkenswert sind die 1974 freigelegten Fassadenmalereien aus dem 17. Jahrhundert, die zu den bedeutendsten im Kanton Zürich zählen.

Mit «Besonderen Auszeichnungen» wurden zudem geehrt: das Restaurant Schlüsselzunft in Basel, das Hôtel Au Lieutenant Baillival in Romainmôtier und das Restaurant Chesa Veglia in St. Moritz. Den Mobiliar-Spezialpreis erhielt das Hotel Stern & Post in Amsteg. *pd/rb*



Eglisau, Gasthof Hirschen, Grüne Suite.
 (Hotel Hirschen/ICOMOS)

La pittura del vero. Tra Lombardia e Canton Ticino (1865-1910)

Pinacoteca cantonale Giovanni Züst

Paesaggi suggestivi e frammenti di vita quotidiana, pervasi da grande forza espressiva, costituiscono il nucleo tematico che accomuna opere che la Pinacoteca Züst espone in occasione della sua più importante mostra di quest'anno. L'intento è quello di indagare gli esiti della cosiddetta "pittura del vero", sviluppatasi con reciproche influenze tra Lombardia e Canton Ticino negli anni successivi all'Unità d'Italia (1861). Tra le opere in mostra, provenienti da collezioni pubbliche e private italiane e svizzere, numerose quelle non più viste dalla loro prima presentazione al pubblico, o assenti dai circuiti espositivi da decenni. La prima sezione è costituita da una piccola "personale" di Filippo Carcano, protagonista della stagione del naturalismo lombardo. Per i ticinesi sono presenti in particolare paesaggi di Edoardo Berta e Filippo Franzoni. Nella sezione dedicata alle nature morte si ammirano opere di Giuseppe Pellizza da Volpedo, Adolfo Feragutti Visconti, Luigi Rossi e Gioachimo Galbusera. Grande spazio è dedicato alla pittura di argomento sociale con opere di noti artisti, tra cui Giovanni Segantini, Francesco Filippini, Giovanni Sottocornola e Angelo Morbelli. Il catalogo della mostra è disponibile in Pinacoteca.

Fino all'8 dicembre 2008. Martedì-sabato 9-12 / 14-17; domenica 10-18. Pinacoteca cantonale Giovanni Züst, 6862 Rancate, tel. 091 646 45 65, www.ti.ch/zuest



Emilio Longoni, Bambina con il gatto, 1892-93.
 (Pinacoteca cantonale Giovanni Züst)